

Die Zelle West

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

5.

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Kemmer-Adelrich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen hat, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt sein kurzes, karges „Gut Tag“, wenn sie zum Brunnen geht. Auch von einem der Wohnstubenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daherkommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und sieht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Kemmer zu lachen; der hat in seinem Neuhäuten zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Lagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Mundschwangen vor Eifer ein tiefes Rot an; sie wird nicht milde, zu rühmen, was der Kemmer-Adelrich für ein lauterer und arbeitamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer immer und immer noch und über alle Zeit hinaus ledig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Bäuerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung wandern gehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: „Schad, daß Du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!“

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adelrich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm aus Fenster, als er just der unten in der Straße vorübergehenden Violanta nach sieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Eid“, sagt er da mit einem tiefen Atemzug.

„Eine schaffige ist sie auch, wie die Lagerin sagt“, meint seine Mutter, die mit dem Blick dem seinen folgt.

„Schade, daß“ beginnt der Adelrich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Zippe haben muß“, vollendet die Kemmerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adelrich macht sich dennoch Gedanken.

Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner, kurztagiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. In seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkrenze. An einer Lungenentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zureich Vaschis, ihres Vaters, Bächeit Anschanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Kaiser hat noch zwischen ihr und dem Alten gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Zutschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Zutschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit großen, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Eng ist ihr gewesen dabei; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Föhn die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Zutschihütte mag geessen haben, teilt es ihr mit, vergißt zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, vergißt selbst zu berichten, daß sie sie inzwischen schon auf dem Steger Friedhof vericharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Zettel in der Hand, sieht einen Augenblick sinnend in der Küche, wo ihr der Briefträger den Föhn gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jetzt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Lagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zu Mut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eigenen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmern.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den

Matten genommen und das Grün überall an gehoben hat. Die von Oberalpen bauen ihre Wiesen; auf der weiten Hochtalenebene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Lagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigene Stuh stehen und hat von ihrem Besitz eine kleine, schöne Matte nahe am Tor sich vorbehalten. Dort wirt seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg führt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Haufen zu Haufen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das festlich in den frischen Lenntag hineinpaßt. Sie hat das Kleid hochgeschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um und der Straße zuwendet, steht drüben am Holzhaag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, den Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Kemmer-Adelrich und schaut sie an. Er nickt, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Nagelplatte und richtet sich ein, als ob er zu übernatürlichen gedanke. Es geht dem Abend zu. Die Wolken, die im Föhn hoch über das Grünstal jagen, leuchten in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend,“ sagt der Adelrich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffig?“ jagt der andere, als sie noch näher kommt.

„Wie Sie sieht,“ ist ihre Antwort. Darauf hebt er von dem Wetter und anderen Aussichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und steht ihm eine Weile Rede. Er hat nichts Verlegenes an sich; aber so wenig kann er sich verstellen, daß Violanta

ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben den Winter, gelt?“ wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben,“ nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortfargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Zutschihütte bist?“ sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja,“ antwortete sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feindselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?“ sagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasknacken klingt.

„Warum?“ sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorübergehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta zuckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und schiebt die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Hause nicht alles sauber; nur, — von einem weiß man's, vom anderen nicht.“

Violanta sieht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas, daß auch sie sich nicht verstellt und ausspricht, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in Amerika?“ fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adelrich nicht merken.

„Hast Du den — den Mariannus gekannt?“ fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören,“ sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in Amerika, der Mariannus.“

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adelrich wankt und weicht nicht, noch immer wirkt er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahe kommt. „Nächsten Sonntag tanzen die Schützen,“ sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besonderen Anlauf genommen. Violanta ist im Begriff, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja,“ sagt sie gleichgültig.

„Geht auch?“ fragt Adelrich.

„Zum Tanz? Wollte wissen, mit wem?“ Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht, ihr seine Begleitschaft anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh' ich nicht.“ Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los!“*)

Als sie näher kommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattengang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh' ich nicht,“ wiederholt er, „da bin ich zu alt. Aber allein etwas mit Dir zu reden hätte ich einmal.“

„Mit mir?“ sagt Violanta und löst den Arm vom Holztag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht gehst am Sonntagabend wieder gegen den Gurschenwald hinaus; dort will ich warten,“ fährt der Kenner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick starrt den Boden an, und es ist seltsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

„Meinst, willst kommen?“ fragt der Kenner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Ge-

sicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. „Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin,“ sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am anderen Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht in schwerfälligen Schritten dem Dorfe zu. Er hat den Kopf voller Gedanken, denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer grüßt, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Rede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Kenner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Hagstelle hinüber, die der StraÙe am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite, grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schöllenschucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Rufsen hebt sich rascher unter dem Gemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub müßte eines sein, wenn es nicht erriete, daß der Bauer, der Kenner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gletscherkühl ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Kenner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schön tun könnte wie mancher andere; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zu unterst aus der Krumt heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermannt sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Leiteriprossen heraufgestiegen, herauf aus dem Dunkel an die Helle, aus der Helle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinaufgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinauf, und — — —

Aber der Mariannus! Als käme eine Schlange über die Matte daherkrochen, kommt der Gedanke gezüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Mariannus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedankenschlacht. Der Mariannus! Ei, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gern genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreitet von der Matte hinweg und dorfszu.

Eine Stunde später steht die Violanta in der Stube der Magerin und vor dieser, die in ihrem Lehstuhl hockt und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstaunt; sie fragt kein einzigesmal: Hast auch recht gesehen? oder: Bildest Dir nicht etwas ein, was nicht ist? Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Kenner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: „Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch ge-

sagt!“ Ein Lob formt sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Magerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraus hören, wie hoch sie in der Violanta Vertrauen und Achtung steht.

„Du bist eine, die Glück hat,“ sagt die Alte. Da hebt die andere den Kopf wieder. „Was meinet Ihr,“ fragt sie laut und fest, „seine Mutter, ob die einverstanden ist?“

„Wenn sie es nicht ist, fragt er Dich nicht,“ erwidert die Magerin.

„Das ist, was ich selber denke.“

Die Magerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. „Ja, ja,“ sagt sie nachdenklich, „hast ihn aber auch gern?“ fragt sie dann plötzlich.

„Gern?“ Violanta stützt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie ein Wippen in ihren Augen. „Das Gernhaben, wie Ihr es meint,“ fährt sie fort, „habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, mich haben will, so will ich schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!“

Wieder hängen die Augen der Magerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Stammes nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Kennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die eheliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz klopft ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt Ihr; eine wie die wächst Euch nicht alle Tage ins Haus herein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: „Ja, an die Arbeit muß ich, denk', wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwätzt.“ Da wendet sie sich der Tür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. „So werde ich gehen am Sonntag,“ sagt sie; halb ist es eine Frage.

„Und sicher,“ sagt die Magerin, „und Glück wünsche ich Dir auch.“

6.

Unterhalb des Gurschenwaldes stehen Violanta und der Kenner-Adelrich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adelrich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhaarigen Kleider an, sieht darin ganz stattlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Fier ist, gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel scheiniger weiß abstecken als von andern Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Mariannus ist auch ein paarmal gekommen des Nachts und hat sie schrecken wollen; aber eine Schwache ist sie nicht, und weiß, was sie will. Eine angesehene Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast fröhlich. Sie sieht den Adelrich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Erröten als das „Gut Tag“ zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Werktagrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hangen über alle Berge herein. In die Gurschenwaldtannenspitzen sind sie gespießt, von dort her kommt manchmal ein feines Stäuben kalten, nässenden Regens.

„So, bist da,“ sagt der Adelrich, dann räuspert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Hag, der die Matte

*) Hör einmal.

nach dem Weg zu grenzt. „Ein wenig — fast — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich Dich habe kommen heißen.“

„Ja, das schon,“ sagt Violanta ganz offen.

„Und?“ fragt er da, als sie ihm nun alle weitere Rede erspart.

„Was sagt Eure Mutter?“

„Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir.“

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. „Ich muß es Euch noch einmal sagen,“ beginnt sie, „ich bin aus der Antschibütte.“

„Das hat mir zu Anfang Bedenken gemacht, jetzt nicht mehr,“ sagt der Adelrich herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwarzen auf Jamaika.

Von Hans Bloch.

Die Logik der Unterdrücker ist überall die gleiche; in vielerlei Variationen wird stets derselbe Scheingrund zur Rechtfertigung ihrer Gewalt Herrschaft vorgebracht: die Unterdrückten sind ungebildet, roh, unreif, unfähig, sich selbst und das Gemeinwesen zu lenken. Daß die Unterdrückung das sicherste Mittel ist, die Hebung, die Höherentwicklung der Massen hintanzuhalten, geniert die Herrschenden dabei wenig. Denn das Ziel ihrer Bestrebungen ist nicht die Erziehung der Unterdrückten zu reifen, sich selbst regierenden Staatsbürgern, sondern die Erhaltung ihrer Herrschaft. Werne behaupten sie deshalb, daß die Unterdrückten gar nicht bildungsfähig seien und wo Nationalität oder gar Rasse sie von den Herrschenden scheidet, da ist schnell eine Theorie von höheren und niederen Völkern, von Herren- und Sklavenrassen aufgestellt. So lange die Negerklaverei bestand, galt es für die Verteidiger des Bestehenden als Axiom, daß der Schwarze in alle Ewigkeit nur als Sklave des Weißen ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein könne und es hat an Geistlichen nicht gefehlt, die die Klaverei als die den Negern von Gott gesetzte Bestimmung gerechtfertigt haben. Und heute werden die Maßregeln, die den Neger in niedriger Stellung festhalten sollen, damit er ein billiges und williges Ausbeutungsobjekt für den Weißen abgibt, mit derselben Behauptung von der Minderwertigkeit der schwarzen Rasse begründet. Kulturpioniere im Stile Peters und die Amerikaner in den Südstaaten der Union erklären den Neger für einen Halbmenschen, der an der Kette gehalten werden muß, damit er nicht Unheil anrichte. In den ehemaligen Sklavenstaaten der Union ist der Schwarze trotz papierner staatsbürgerlicher Gleichberechtigung ein Paria, gegen den alles erlaubt ist. Grausige Lynchmorde an Negern, die irgend eines Verbrechens beschuldigt werden — keineswegs immer überwiesen sind — werden dort straflos verübt und dienen den Predigern der Negerinferiorität als Beweis für die Bestialität nicht der Weißen sondern der Neger. Nur durch den Schrecken, so argumentieren sie, ist der Weiße in Stande, die verbrecherischen Triebe des Schwarzen einigermaßen im Zaum zu halten, nur durch Folter und Scheiterhaufen vermag er seine Frauen und Töchter vor der Brunst der Negerbestie zu schützen. Mit Hohn und Spott wird die Entkräftung über die Unmenschlichkeit der Lynchmorde übergossen und mit überlegener Miene werden die Befürworter der Humanität belehrt, daß es aussichtslos sei, durch erzieherische Einwirkung, durch Hebung der wirtschaftlichen Lage und damit des kulturellen Niveaus der Schwarzen die Negergefahr zu bekämpfen. Denn der Neger sei nie in Stande, auf die Stufe des Weißen zu gelangen.

Die Hohlheit dieser Deduktion bedarf für den, der nicht eingeschworen ist auf die Herrschaftstheorie von den beiden Rassen, der einen, die mit Sätteln und der anderen, die mit Sporen geboren wird, keiner weiteren Nachweisung. Selbstverständlich kann die schwarze Rasse den weiten Abstand, der sie von der weißen Kultur trennt, nicht mit einem Satz überspringen. Aber des allmählichen Fortschritts ist sie, geeignete soziale Verhältnisse vorausgesetzt, ebenso gut fähig, wie die weiße und die gelbe und jede andere Rasse.

Es ist das nicht bloß eine mit allerlei vernünftigen Gründen gestützte Theorie, der Satz wird durch die Erfahrung bewiesen. Alle die Gründe, womit der Weiße der nordamerikanischen Südstaaten seine hochmütige und inhumane Haltung gegen den Neger zu rechtfertigen sucht, all die Behauptungen, daß nur durch die Niederhaltung des Negers als Staatsbürger und soziales Wesen, nur durch die stete Drohung des Lynchmordes der Schwarze in den Schranken der Ordnung und Sitte gehalten werden könne, zerfallen in Nichts vor den unbestreitbaren Tatsachen, die wir an der Negerbevölkerung der Insel Jamaika beobachten können. Sie werden zerschmettert durch die günstigen Ergebnisse einer verhältnismäßig gerechten und humanen Behandlung des Negers und seiner Vererbung in wirtschaftliche Verhältnisse, die ihm eine seinen ererbten Neigungen angepasste Lebensführung ermöglichen.

Von dieser Insel des westindischen Archipels sprechen denn auch die Verfechter der Lehre von der Minderwertigkeit, von der Bildungsunfähigkeit des Negers im allgemeinen nicht. Für sie ist Haiti das Exempel, das abschreckende Beispiel, das uns zeigt, was aus dem Neger wird, dem volle Freiheit gegeben ist. Die Zustände in den Republiken Haiti und St. Domingo werden von ihnen in den grellsten Farben geschildert. Und daraus wird geschlossen, daß die schwarze Rasse unfähig ist, sich aus eigenem aus dem Zustande der Wildheit in den der Zivilisation zu erheben, ja daß er in die Barbarei zurückverfällt, sobald er des erzieherischen Zwangs der Weißen ledig wird. Auf den ersten Anblick scheinen die Berichte über die haitianischen Zustände allerdings mit zwingender Logik zu solchen Schlussfolgerungen zu führen. Unterwirft man die Schilderungen indes einer sorgfältigen Prüfung und vergewärtigt man sich, wie die sozialen und politischen Verhältnisse Haitis geworden sind, so müssen einem starke Bedenken an der Beweisraft des Exempels aufsteigen. Zunächst muß vermerkt werden, daß die Berichte der Weißen alle mehr oder minder zumungunsten der Schwarzen gefärbt und übertrieben sind, weil die Beobachter fast ausnahmslos durch die Brille des Massenurteils gesehen haben. Nedenfalls trifft man in den vereinzelt beschriebenen von Leuten, die ohne eine vorgefaßte Meinung oder Theorie an die Haitianer herangetreten sind und ihre Erfahrungen ohne eine bestimmte Tendenz schildern, allerlei sympatische Züge der Farbigen vermerkt. Namentlich die Landbevölkerung wird als freundlich, höflich und gastfrei geschildert. Weniger günstig wird allerdings über die Stadtbevölkerung geurteilt. Es ist auch natürlich, daß sie tiefer steht, da infolge der mangelnden wirtschaftlichen Entwicklung des Landes das Proletariat der Städte mehr den Charakter als Lumpen- und Bettlerproletariat, denn als Lohnproletariat trägt. Die Rückständigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse ist nun nicht lediglich auf die viel berufene Faulheit des Negers zurückzuführen, jowiel Wahres auch an dieser Faulheit ist. Viel mehr spielt dabei der Mangel an Kapitalien mit. Aus der Rückständigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse aber erklären sich dann die politischen Zustände, die wiederum hemmend auf das wirtschaftliche Leben zurückwirken, insofern unter den ungewissen Zuständen auswärtiges

Kapital nur in geringem Maße ins Land kommt —, wobei übrigens auch die Abneigung der Weißen, sich unter die Obrikeit von Schwarzen zu begeben, mitspricht. Der politische Kampf ist in Haiti der Streit zweier rivalisierenden Cliquen um die Staatskrippe —, was uns als Revolutionen und Kontrerevolutionen aus den Republiken der Farbigen so oft gemeldet wird, sind nichts als die Stabalgereien dieser Cliquen. Solche Zustände sind aber nicht eine Eigentümlichkeit der schwarzen Rasse — in vielen der zentral- und südamerikanischen Republiken sehen wir oft dasselbe Schauspiel. Auch dort sind rückständige wirtschaftliche Verhältnisse der Nährboden der Erscheinung. Auf Haiti kommt erschwerend hinzu, daß hier eine in grausamster und entwürdigendster Klaverei gehaltene Masse unvermittelt berufen wurde, sich selbst zu regieren. Gewalttätig waren ihr alle Mittel der Bildung von den Sklavenhaltern ferngehalten worden. Daß eine solche Bevölkerung in 100 Jahren die Stufe der Weißen erreiche, ist wirklich zuviel verlangt. Der Haß gegen den ehemaligen weißen Unterdrücker hat natürlich bis zum heutigen Tag die Neger gegen alle erzieherische und belehrende Einwirkung der Weißen höchst mißtrauisch gemacht — müssen sie doch hinter all solchen Bestrebungen, wie auch hinter industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen Weißen die Absicht wittern, sie wieder in Abhängigkeit von Weißen zu bringen. Und nach dem Lose ihrer angeblich freien Brüder in Nordamerika haben sie natürlicherweise kein Verlangen. Alle diese Umstände stehen einer Verbesserung der Verhältnisse auf Haiti als schwere Hindernisse entgegen. Die kulturelle Rückständigkeit des Haitianers ist gar nicht verwunderlich, und daß der vielberufene Wodukultus, der Kultus der heiligen Schlange, sich auf der Insel forterhält, ist auch nicht überraschend — er entspricht der Kulturstufe der Landbevölkerung eben mehr als das Christentum. Uebrigens wird über den Wodukultus offenbar sehr viel gefabelt. Die Darbringung eines Menschenopfers hat kein Weißer jemals mit eigenen Augen gesehen — alle wissen nur von Hörensagen darüber. Eine englische Reisende, W. Pullen-Burry, die 1903 Westindien besuchte, Haiti indes nur vom Schiff aus gesehen hat, erzählt in der Beschreibung ihrer Reise, daß ihr Offiziere englischer Schiffe, die in haitianischen Häfen anlegen, versichert haben, sie hätten auf den Märkten Menschenfleisch zum Verkauf ausgestellt gesehen. Allerdings werde es nicht unter dieser Bezeichnung verkauft, sondern die Käufer pflegten „gesalzenes Schweinefleisch“ zu verlangen. Seeleute sind wegen ihrer lebhaften Phantasie und ihrer Neigung, ihren Mitmenschen, gruselige Geschichten anzubinden, bekannt. Diese Erzählungen tragen den Stempel der Erfindung an der Stirn —, in den Schriften von Leuten, die jahrelang auf Haiti gelebt haben und die das Opfern von Kindern beim Wodukultus glauben als existierend ansehen zu müssen, ist von solchem öffentlichen Verkauf von Menschenfleisch nichts zu finden. Die Erzählungen der englischen Seeleute können als Stichprobe dienen für die Art, wie über Haiti gefabelt wird.

Nedenfalls können wir nach alledem feststellen, daß Haiti nichts gegen die Bildungsfähigkeit des Negers beweist, daß besondere widrige Umstände, die vornehmlich aus der früheren brutalen Unterdrückung und Ausbeutung der Schwarzen durch die Weißen herrühren, die Entwicklung der Haitianer zur Zivilisation beeinträchtigen. Was aber lehrt uns demgegenüber Jamaika?

Die englische Kronkolonie Jamaika hat eine Negerbevölkerung, die die Zahl der Weißen um mehr als das 40fache übersteigt. Ungefähr 14—15 000 Weißen stehen über 600 000 Neger und 40—50 000 Mischlinge gegenüber. Alle

Uebel, die in den Südstaaten der Union nach den Versicherungen der Negerfresser überwuchern würden, wenn die Schwarzen als den Weißen gleichberechtigte Menschen behandelt würden, müßten daher in Jamaika im größten Ausmaß zu beachten sein. Denn dort kennt man all jene gehässigen und grausamen Mittel nicht, die im Süden der Vereinigten Staaten als unerlässlich gelten, um den Neger „an seinem richtigen Platz“ zu halten. In seinem Buche „White Capital and Coloured Labour“ (Weißes Kapital und farbige Arbeit), erschienen in der sozialistischen Bibliothek der Independent Labour Party in London, hat der Sozialist Sydney Olivier einige Kapitel der Lage der farbigen Bevölkerung in Britisch-Indien und besonders auf Jamaika gewidmet. Er ist Sachverständiger, denn er war fünf Jahre Sekretär des Gouverneurs der Insel und ist im Vorjahre, nach dem Erscheinen seines Buches, als Gouverneur dorthin zurückgekehrt. Er kennt auch die Verhältnisse in den nordamerikanischen Südstaaten aus eigener Anschauung und kann daher sehr gut beurteilen, wie sehr verschieden die Stellung der Farbigen in den beiden einander nahegelegenen Gemeinwesen ist.

Auf Jamaika scheidet den Farbigen keine unübersteigbare Schranke von den weißen Herren der Insel; Gesetz, Verwaltungspraxis und gesellschaftliche Sitte behandeln ihn als gleichberechtigten Menschen. Natürlich soweit das in der kapitalistischen Gesellschaft überhaupt möglich ist, in der der Besitz ja vornehmlich die soziale Wertung des Menschen bestimmt. Dabei sind die Weißen auf Jamaika im allgemeinen im Vorteil gegen die Farbigen. Die Weißen gehören größtenteils der besitzenden Klasse an. Sie stellen das Hauptkontingent der Beamten, sowie der Unternehmerschaft; als Kaufleute oder Bilanzler leiten sie das gewerbliche Leben der Insel. Die Schwarzen dagegen sind in ihrer Mehrzahl Proletarier, entweder Kleinbauern oder Pächter kleiner Parzellen, die darauf angewiesen sind, den zu ihrer Erhaltung unzureichenden Ertrag ihrer kleinen Besitzungen oder Pachtungen durch gelegentliche Arbeit auf den Plantagen der Weißen zu ergänzen. Von den 113 000 Landgütern, die im Jahre 1905 auf Jamaika registriert waren, hatten 106 000 weniger als 100 Pfund Sterling (2000 Mk.) und 91 260 weniger als 40 Pfund Sterling (800 Mk.) Wert. Fast alle diese kleinen Parzellen sind im Besitz schwarzer Bauern oder von Mischlingen - die Größe schwankt zwischen weniger als einem acre (2½ englische acres sind ungefähr gleich einem Hektar) bis 50 oder 100 acres. Ein kleiner Teil der Neger ist ganz landlos, reines Proletariat. Die Mischlinge (Mulatten und andere) nehmen eine Art Mittelstellung ein. Sie bilden die Mehrheit der Handwerker und Kleinhändler der Insel, manche von ihnen sind Landbesitzer und Pflanzler, andere Aufseher und Buchhalter auf den Landgütern, Handelsangestellte usw. und einige Rechtsanwälte und Ärzte.

Klassenunterschiede sind also auf Jamaika so gut wie in jedem anderen kapitalistischen Gemeinwesen vorhanden und die Scheidelinien zwischen den Klassen laufen zu einem guten Teil mit der Linie zwischen den Rassen zusammen. Aber die „colour-line“ (Farbenlinie), die unübersteigbare Schranke zwischen den Rassen besteht nicht. Weder ein Gesetz noch ein stillschweigender Brauch hindert auf Jamaika den Neger oder den Mischling daran, irgend eine Position in der Gesellschaft oder in der Verwaltung einzunehmen, wozu ihn seine Kenntnisse befähigen. Viele Farbige sind Richter an den Schwurgerichten, andere Friedensrichter ihrer Gemeinden, andere nehmen besoldete Posten der Verwaltung ein. Diese Stellungen füllen sie gut und zuverlässig aus.

Ihres Postens angemessen verfahren sie mit den weißen Bewohnern der Insel in genau derselben Weise wie Personen reiner europäischer Abstammung. Allerdings sind in der Praxis die Fälle selten, daß ein reiner Neger eine Stellung von großer Bedeutung, Autorität oder Verantwortlichkeit bekleidet. Denn im allgemeinen fehlt ihm die Geschäftstüchtigkeit und der Ehrgeiz des Mischlings. Indes bezeugt man unter den Geistlichen der protestantischen Bekenntnisse neben vielen Mischlingen auch reinen Negern, ebenso unter den Lehrern und Lehrerinnen der Elementarschulen, wo fast alle farbiger Abstammung sind, wie auch einige der Lehrer an den Mittelschulen.

Das alles ist nur möglich, weil das Massenvorurteil und der Haß, der in den Südstaaten Weiße und Schwarze scheidet, in Jamaika nicht existieren. Was, wie Olivier bemerkt, allerdings nicht so zu verstehen ist, als ob das Verhältnis der beiden Rassen ein vollkommen ausgeglichenes und harmonisches wäre. Aber der Rest von Massenvorurteil, der noch vorhanden ist, tritt nicht entfernt in solch verlebender und aufreizender Weise zutage, wie in den nordamerikanischen Südstaaten. Und dieser Rest nimmt mehr und mehr ab. Am stärksten äußert er sich noch in der Abneigung gegen Heiraten zwischen Weißen und Schwarzen oder Mischlingen. Diese Abneigung wird noch auf lange hinaus jene unbegrenzte Massenver-



Neger und Mischlinge auf Jamaika.

hinderung, die die Negerfresser in den Vereinigten Staaten als die notwendige schreckliche Folge der Gleichstellung des Negers mit dem Weißen vorherzagen. Uebrigens wendet sich Olivier gegen die Theorie, daß die Nachkömmlinge solcher Mischeheiraten gemeinlich minderwertige Menschen sein müssen. Seine Beobachtungen widersprechen dem. (Zat. folgt)

Die süddeutsche Dünenflora.

Von Friedrich Zimmermann.

Wenn wir das Wort „Dünenflora“ hören, so werden wir im Geiste unwillkürlich an die Küste der Nord- oder der Ostsee verlegt, und es ist sehr wenig bekannt, daß in der Gegend von Schwabingen, bei Darmstadt und besonders bei Mainz große ausgedehnte Landstrecken mit reinem Dünen sand bedeckt sind. Wenn man diese Gegenden nur mit der Bahn durchreist, so wird man allerdings nicht viel davon zu sehen bekommen; will man sie genauer kennen lernen, so muß man schon einen kürzeren Aufenthalt nehmen. Am schönsten stellt sich die Dünenlandschaft in der Umgebung von Mainz dar. Steigt man bei der Station Mombach aus, so gelangt man nach einigen Minuten in ein wunderbares Sandgebiet, das sich in einer Mächtigkeit von 40-50 Meter über dem Spiegel des Rheinstromes erhebt und in einer Aus-

dehnung von mehreren Stunden sich inselartig aus der Rheinebene erhebt. Diese ungeheuren Sandmassen sind Ablagerungen aus sehr alten Zeiten; vielleicht entstanden sie, als sich die große oberrheinische Tiefebene durch einen gewaltigen Grabenbruch bildete und der Abfluß durch das rheinische Schiefergebirge noch nicht vorhanden war. Es ist der reinste Flugsand; auf dem großen Mainzer Erzerzierplatz ist er vollständig von allem Pflanzenwuchs entblößt, bei starkem Winde wird der Wanderer von diesem äußerst feinen Sande vollständig überhüttet und es verursacht große Mühe, zu atmen, weil die Atmungsorgane mit diesem Stoffe vollständig bedeckt werden. Die Oberfläche gleicht einem leicht gekräuselten See, und die zielichen kleinen Wellentälchen und Wellenberge erregen das Interesse eines jeden Naturbeobachters. Bis über die Knöchel sinkt man ein und es ist sehr mühsam, diese lockere Oberfläche zu durchschreiten. Am Rande ist nun gegenwärtig die Pflanzenwelt im Einmarsche begriffen, und es ist eine ganz interessante Vorpostenflora, welche von Jahr zu Jahr tiefer in diese Sandwüste vordringt und stellenweise mit recht schönem Erfolge. Es ist der ausdauernden Forstkultur gelungen, einen großen Teil mit Kieferwäldchen zu bepflanzen, und schon ganz starke Waldbäume zeigen, daß dieser Sand doch nicht absolut unfruchtbar ist. Freilich darf man hier nicht die stattlichen Bäume erwarten, wie man sie auf dem Diluvium der Rheinebene bei Sagenau im Elsaß findet; dort wächst die Kiefer in weiten Beständen, und alte, ausgewachsene Stämme erreichen oft eine Höhe von 30 Meter. Der regelmäßige, kerzengerade Wuchs erinnert lebhaft an die Fichte; nur die schirmförmige, weit ausgedehnte Krone verrät schon aus der Ferne, daß wir keinen Tannenwald vor uns haben. Ein solcher geschlossener Forst in seiner großen Regelmäßigkeit und in seiner stummen Majestät übt eine wahrhaft feierliche Wirkung auf die Besucher aus. Der Boden ist zollhoch mit den fast unverweslichen Nadelblättern überdeckt und wie reinigend von allen krautartigen Pflanzen; die Wipfel fassen ihre monotone Harmonie, und die balsamische, ozonreiche Luft durchzieht den herrlichen Säulendom.

Das zweite oberrheinische Dünengebiet liegt nun auf der rechten Rheinseite, etwa eine Stunde südlich von Darmstadt, bei dem malerischen Dorfe Oberstadt. Diese Sandbildung beginnt nun ganz am Rande der Rheinebene, unmittelbar vor den langgestreckten Höhen des hessischen Odenwaldes. Es sind Höhenzüge von 20 bis 30 Meter und sie stehen an Mächtigkeit weit hinter den Mainzer Sandhügeln zurück. Sie verlaufen von Osten nach Westen gegen den Rhein zu und sind in den großen Kieferwäldern so niedrig, daß sie, aus der Ferne gesehen, dem Auge beinahe verschwinden.

Wollen wir noch das dritte Dünengebiet kennen lernen, so müssen wir nach Süden, über den Neckar, nach dem kleinen Städtchen Schwabingen fahren, das seines herrlichen Schloßgartens wegen jährlich von vielen Reisenden besucht wird. Etwa 20 Minuten von Schwabingen entfernt liegt das große und reiche Dorf Eiterheim. Die südlich davon gelegene Gegend besteht aus dem 10 Stunden langen Hardwald, ein Kiefernforst, der sich ohne Unterbrechung bis nach Karlsruhe fortsetzt. Diese Sanddünen haben die größte Längenausdehnung; sie beginnen am Rande des sogenannten kleinen Odenwaldes und ziehen in wellenförmigen Linien quer durch die ganze Breite der rechten Rheinebene. Der Sand dieser Gegend ist nicht ganz so feinkörnig wie in der Gegend von Mainz. Dort sieht man die Fußspuren des kleinsten Vögeleins, das über jene öde Strecke dahingeschritten ist, und die feinen Spuren einer Feldmaus können weithin verfolgt werden. Im Waldraum herrscht die Kiefer überall vor; nur



Bei der Ernte. Nach einem Gemälde von Rudolf Eichtraedt.

da und dort sind auch Kottannen oder Lärchen zu treffen, allein diese verdanken ihr Vorkommen dem Menschen und wurden mit Absicht angepflanzt. Diese großen Waldungen sind wenig von wilden Tieren belebt; selbst das Reh hält sich nicht gern darin auf, weil im Sommer die Trinkplätze oft stundenweit entfernt sind und im Hochsommer die Hitze infolge der glühenden Sandschicht eine fast unerträgliche wird. Wir haben an heißen Augusttagen im Sonnenschein schon 50 Grad Celsius festgestellt, und selbst im Schatten der Nadelbäume sind Temperaturen von 35 Grad keine Seltenheit. Einen Vorzug hat diese Sandgegend; wenn ein Haus erbaut wird, so fördert die Ausgrabung der Fundamente und des Kellers schon so viel Baufundament, daß derselbe beim Bauen gar nicht vollständig verwendet werden kann, und es bereitet oft große Kosten, dieses überflüssige Material fortzuschaffen, während in vielen Gegenden stundenweit gefahren werden muß, um Sand zu finden. Daß ein solcher Boden, der aus dem reinsten Sand besteht, eine besondere Vegetation aufweisen muß, ist jedem klar, der sich schon etwas mit dem Studium unserer Bodenverhältnisse beschäftigt hat. Es sind Pflanzen, die möglichst wenig Wasser gebrauchen, um leben zu können, und diese Sanddünen haben eine Flora, wie man sie in ganz Süddeutschland nicht wieder antrifft. Erst in der norddeutschen Tiefebene, die ja durch ihren Reichtum an Sand bekannt ist, stößt der Botaniker wieder auf dieselbe Pflanzengemeinschaft und es tritt klar zutage, daß dieselben Ursachen auch dieselben Wirkungen hervorrufen. Die Vegetation dieser Sanddünen ist sehr arm; die Trockenheit der Bodenunterlage wirkt ganz ähnlich auf die Pflanzenwelt wie die kurzen Sommer des hohen Nordens. An Regen fehlt es ja nicht; allein der lockere Sandboden läßt das Wasser sofort in die tieferen Sandschichten eindringen und eine Stunde nach dem stärksten Gewitterregen ist die Oberfläche wieder so trocken wie vorher. Der Boden ist mit dünnen Flechten und Moosen überzogen und die bekannte Rentierflechte tritt an vielen Stellen auf. Nur der erste Frühlingsflor bringt etwas lebhaftere Farbtöne in diese Einförmigkeit; ist die Temperatur gestiegen, so sind es nur noch einzelne Blütenpflanzen, die sich durch intensivere Farben auszeichnen. Das frische, saftige Grün, wie es unsere prächtigen Waldungen der Mittelgebirge mit ihren schattigen Buchen- und Eichenwäldern aufweisen, fehlt hier vollständig. Fast alle Sandpflanzen sind klein und zeigen eine gewisse Uebereinstimmung in ihren Farben mit den rötlichen Tönen des Bodens, manche Arten weisen eine fast weiße, wollige oder filzige Behaarung auf, welche die Gewächse vor der zu starken Verdunstung des kostbaren Wassers schützen. Sehr groß ist die Zahl der einjährigen Gewächse; das hat seinen Grund darin, daß eine Pflanze als Samenkorn die lange Trockenperiode viel leichter erträgt als eine krautartige Pflanze; zu dem kommt dann noch, daß die Samen auf die Erde ausgestreut werden und schon bei dem geringsten Winde mit einer mehr oder weniger dichten Sandschicht bedeckt werden und dadurch vor der allzu starken Austrocknung ebenfalls geschützt sind. Kommt man an einem warmen Märztag an eine nach Süden exponierte Sanddüne, so findet man das kleine Bergsteinkraut (*Alyssum montanum* L.) in schönster Entwicklung. Es ist eine Pflanze, die durch ihre goldgelben Blüten jedermann auffällt, da sie gewöhnlich in größerer Gesellschaft auftritt, und an gewissen Standorten ist sie die sicherste Leitpflanze der Sandflora. Wenn man eine solche Pflanze sorgfältig aus der Erde zieht, so ist man nicht wenig überrascht durch das starke und sehr lange Wurzelwerk; wir haben schon Exemplare gefunden, deren Wurzellänge die

ganze oberirdische Pflanze um das Achtfache übertraf. Das ist nun eine ganz vortreffliche Anpassung an die Bodenverhältnisse. Wir haben oben schon bemerkt, daß das Regenwasser sofort in das Innere versickert, und nur die tieferen Sandschichten halten etwas Wasser zurück. Durch die langen Wurzeln können aber die Pflanzen dieses Wasser erreichen und ihren kurzen Lebenskreislauf vollziehen. Die oberirdischen Pflanzenteile sind meistens nur schwach entwickelt; dazu kommt noch, daß sich die Stängel nicht steif aufrecht in die Luft erheben; sie krümmen sich und legen sich ganz dicht auf den Boden und sind dadurch viel mehr vor der Austrocknung geschützt, als wenn sie von allen Seiten von Luft umgeben wären. Ein klassisches Beispiel dafür zeigt uns der gemeine Wermut (*Artemisia campestris* L.). Die meisten botanischen Florenwerke geben immer den Wuchs als aufrecht an; das trifft nun bei unserer Sandpflanze absolut nicht zu. Die langen, rutenförmigen Stängel sind radienförmig auf dem Boden ausgestreckt und liegen ganz dicht auf. Nur am Ende der Zweige erhebt sich die Spitze etwas in die Höhe. Der Anblick in dieser Entwicklung weicht so sehr von dem Typus ab, daß schon ganz erfahrene Botaniker beim ersten Anblick irreführt wurden und glaubten, eine ganz andere Pflanze vor sich zu haben. Die interessantesten Gewächse unserer süddeutschen Sandflora sind nur in diesem Gebiet zu finden. So findet sich bei Ostersheim der interessante Wanzensame (*Corispermum Marshallii* Steven). Es ist der einzige Standort in ganz Deutschland; der Wanzensame ist eine russische Steppenpflanze, die in Osteuropa und in Westasien ihr Verbreitungszentrum hat. In die Gegend von Schwellingen wurde sie im Jahre 1814 durch russische Kosaken gebracht, die an jener Stelle, wo sie sich findet, ein Lager aufgeschlagen hatten. Die Pflanze hat sich vollständig eingebürgert und wird von Botanikern aus fernen Gegenden aufgesucht. In ihrer Nähe findet sich dann die reizende Sandkockie (*Kochia arenaria* Roth), die ebenfalls eine ganz spezifische Sandpflanze ist und zu den selteneren deutschen Pflanzen gehört. Sie macht einen ganz fremdartigen Eindruck auf den Beobachter und man sieht ihr den Steppencharakter auf den ersten Blick an. Sie ist mit langen Haaren versehen, und die hübschen, roten Anhängsel der Blütenhülle leuchten glänzend aus dem Grau ihrer Umgebung hervor. Bei Eberstadt ist es ein Gras, welches hier seinen einzigen Standort in dem eigentlichen Deutschland hat. Es ist das Dorngras (*Tragus racemosus* All.). Seine Heimat ist in Süd- und in Ost-Europa. Wie dieses Gewächs so weit in das Innere Deutschlands kam, ist nicht bekannt. Vielleicht wurden die ersten Samen durch Zugvögel zu uns gebracht und nun vegetiert es in dieser heißen und trockenen Sandgegend gerade so wie in seiner Heimat.

Bei Mainz ist es die stattliche Sand-Lotwurz (*Onosma arenarium* W. K.), welche die größte Zierde der dortigen Sandflora bildet. Es ist eine große, prächtige Pflanze, mit einer oft 60 Zentimeter langen Pfahlwurzel. Sie bewohnt die lichten Nadelwälder, und wir kennen keine zweite Sandpflanze, die ihr an Stattlichkeit gleichkommt. Die grau-grünen Blätter sind mit steifen Borstenhaaren besetzt und sie verraten sofort, daß wir auch hier eine Pflanze aus den russischen Steppen vor uns haben. Sie hat ihren Standort in den letzten 30 Jahren nicht weiter ausgedehnt, tritt aber in jedem Jahre in zahlreichen Exemplaren auf. Eine weitere Charakterpflanze des Mainzer Sandes ist noch das büschelige Gipsblümchen (*Gypsophila fastigiata* L.) Sie ist in dem östlichen Teile Deutschlands nicht selten, hat aber bei Mainz ihre Westgrenze erreicht. Wie sie auf die linke Rheinseite gelangte, ist nicht bekannt. Vielleicht waren es auch hier Zugvögel, welche

sie zu uns brachten. Wir könnten noch manche Eigentümlichkeit der Sandflora mitteilen und es gibt für den Botaniker kaum ein Pflanzengebiet, das mehr Interesse hervorruft. Eine eigentümliche Erscheinung besteht noch darin, daß die meisten Sandpflanzen nur kleine Blätter hervorbringen; dadurch sind sie vor zu starker Austrocknung vortrefflich geschützt; dazu kommt noch, daß in vielen Fällen das Blatt sich zusammenrollt und die ohnehin schon kleine Oberfläche nochmals stark verkleinert wird; ebenfalls eine Anpassung an den Standort, die gute Dienste leistet.

Zum Schlusse wollen wir noch einen kurzen Blick auf die Kulturgewächse der Dünengegend richten. Noch vor hundert Jahren waren große Strecken, die heute durch den unermüdbaren Fleiß der Bewohner für die Kultur erobert sind, nichts als öde Heidestrecken, ohne jeglichen Nutzen für die Menschen. Nach und nach fing man an, Wälder anzulegen, und da sich im Laufe der Jahrtausende doch eine dünne Humusschicht aus den verwehenden Pflanzenteilen angesammelt hatte, so gelang es über Erwarten, Kieferwälder in die Höhe zu bringen. In dem bedeckten Boden wurde das Regenwasser durch die sich nach und nach bildende Moosschicht zurückgehalten. Am Rande dieser Waldungen wurden nun Kulturversuche gemacht. Der Boden wurde umgepflügt und Korn hineingelegt. In regenreichen Sommern steht nun diese Saat ganz prächtig entwickelt da, besonders wenn es an der Düngung nicht fehlt. Ist der Sommer ungewöhnlich heiß und trocken, so bleiben die Halme sehr niedrig und die Aehren bringen nur 5—6 Körner hervor. Der Ertrag ist dann oft so gering, daß es sich nicht lohnt, das Getreide einzuernten.

Etwas besser ist der sterile Sandboden für den Kartoffelbau geeignet; aber auch hier hängt das Gedeihen von der Regenmenge ab, und in regenarmen Jahren bleiben die Knollen so klein wie ein Fingerhut. In neuerer Zeit hat man aber angefangen, große Sandstrecken mit Spargelkulturen zu bepflanzen, und in dieser Beziehung ist gerade die Umgebung von Schwellingen das Hauptgebiet. Die Wurzeln dieser Pflanzen dringen über Metertiefe in die Erde ein und finden daselbst immer noch die nötige Feuchtigkeit. Dazu kommt, daß die Vegetationsperiode in die Monate April, Mai und Juni fällt, eine Zeit, in welcher der Boden noch viel Winterfeuchtigkeit enthält und die Niederschläge noch recht zahlreich sind. Durch die intensive Spargelkultur hat dieser früher so wertlose Sandboden ganz bedeutend an Wert gewonnen, und der Wohlstand mancher Pfälzergemeinde beruht hauptsächlich auf dem Spargelbau. In der neuesten Zeit hat die Industrie angefangen, ganz feine Spargelkonserven herzustellen, und in dieser Form wird dieses schmackhafte Gemüse in die ganze Welt verschickt. Bei Mainz hat man dann noch die fruchtbar gewordenen Sandäcker mit Kirschbäumen, Aprikosen und Pfirsichbäumen bepflanzt. Wenn man zur Blütezeit in diese Gegend kommt, so findet man ein wahres Paradies, und in guten Obster Jahren beläuft sich die Einnahme aus diesen feinen Obstarten auf Hunderttausende von Mark. So sehen wir, daß durch Fleiß und rationelle Bewirtschaftung solche Sandwüsten, die früher für vollständig wertlos gehalten wurden, nach und nach in fruchtbare Ländereien umgewandelt wurden, und wenn man die vielen Millionen, welche unsere Kolonien schon verjüngungen haben, für die Urbarmachung unserer großen Sandstrecken verwendet hätte, so würde heute schon an vielen Orten blühendes Ackerland vorhanden sein, und viele fleißige Hände könnten daselbst ihr Auskommen finden. Diese Aufgabe wird aber erst gelöst werden, wenn einmal Grund und Boden in den Besitz der Allgemeinheit gelangt sein wird.

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Diese Gedanken kreisten Mesi immer im Kopfe herum. Sie hatte das Gefühl, als tobte und wühlte in ihrem Inneren ein unheimliches Wesen und schürte die Funken, die bisher nur unter der Asche geblommen hatten, zum mächtigen Brand, der sie selbst zu verzehren drohte.

Eines Morgens wachte sie in einer angstvollen Unruhe auf. Sie hatte die ganze Nacht im Halbschlaf gelegen und hochlopfenden Herzens den Vorkursen des Mutes gelauscht. Wie ein sengendes Feuer war es über sie gekommen. Voll Schauder erkannte sie, daß alles vergeblich war. Gegen den Sturm ihrer Sinne konnte sie nicht weiter ankämpfen. . . . O, wenn er doch heute käme, rief es jetzt in ihr, daß sie ihm an den Hals fliegen und ihm unter Tränen und Klaffen zuzulauern könnte: „Nimm mich, nimm mich, es ist unsinnig, sich weiter zu quälen. Ich kann nicht mehr.“

Dann erschraf sie wieder, als ihr dieser Gedanke durch den Kopf schoß. Blüde, mit blaffen Wangen und tiefstehenden, unruhigen Augen erhob sie sich von ihrem Lager. Sie richtete, wie etwas Fremdes, Ungeheuerliches schmerzlos von ihr Besitz ergriff. . . . Nein, das war gar nicht sie selbst, die so dachte.

Und doch, schrie es in ihr auf, war sie nicht obnehin ausgestoßen aus der Gesellschaft der „ausländigen“ Frauen, sie, die „Geschiedene“, auf die man mit Fingern wies, die sich mit Schmach und Schande beladen hatte — warum sollte sie also Bedenken tragen, sich das Glück zu stehlen, das man ihr auf ehrlichem Wege zu erlangen verweigerte? Das Brandmal, das man ihr auf die Stirn gedrückt hatte, das konnte sie ja nicht wegwischen, sie mochte tun, was sie wollte. . . .

Die Pulse hämmerten in dumpfen, laut pochenden Schlägen. Die Natur lag nicht. „Nimm Dir mutig das Glück, laß Dir's nicht rauben!“ mahnte es in ihr, „und fehr Dich nicht an die Meinung der Verbohreten und Böswilligen, nur vor Dir selbst mußt Du gerechtfertigt sein!“ flüsterte die innere Stimme mit eindringlicher Macht.

Sie kleidete sich an und bereitete das Frühstück. O, wenn er heute käme, jubelte es wieder in ihr, alle Schranken würde sie niederreißen, die man zwischen ihnen aufgerichtet hatte. . . .

Ja, das wollte sie. Jetzt war sie mit sich einig. In klarer Folge reichten sich die Gedanken und breiteten über sie die zwerflichtliche Ruhe des fest Entschlossenen. Da war nichts in ihr, das sie in dem einmal als richtig erkannten Vorlas wankend gemacht hätte.

Nicht im leichtfertigen Uebersehewang momentaner Gefühle wollte sie sich ihm geben, sondern in der Ueberlegung, daß sie beide zusammengehörten und das Leben für keinen ohne den anderen Wert hatte. Sie wollte zu ihm ziehen, als seine Frau vor ihrem Gewissen. Was so klar aus ihrem Herzen zu ihr sprach, mußte wahr sein, mochten auch die Menschen darüber anders denken.

Nur Frau Völlinger wollte sie ihren Entschluß mitteilen. Ganz plötzlich kam ihr der Gedanke. Nicht um einen Rat zu hören, wollte sie's tun, sie fühlte bloß das Bedürfnis, eine Mitwifferin zu haben, die sie verstand. Dazu drängte es sie. Ihr Herz war zum Ueberfließen voll von all den Gefühlen und Eindrücken, mit denen sie in dieser bangen, stürmischen Nacht allein hatte fertig werden müssen. Nun mußte sie's jemand sagen, was sie bewegte. Toni hatte dafür nicht das richtige Verständnis. In Frau Völlingers Nähe hatte sie sich aber so vertraut und heimlich gefühlt, als sprächen ihre Herzen die gleiche Sprache der schmerzlichen Erfahrung,

die die Menschen mit einem Nuck so nahe zusammenbringt, als wären sie alte Bekannte.

Frau Völlinger war vor einigen Tagen aus Preßbaum zurückgekehrt. Als Mesi ins Zimmer trat, sah sie, wie die junge Frau und Herr Krall, der bei ihr war, sah von ihrem Zutritt auf und sie mit verlegenem Erröten anblickten. Frau Völlinger hatte verräterisch unruhige Augen, als hätte sie geweint. Auf der Wange blinkte noch eine Tränenspur. Herr Krall wehrte sich verzweifelt gegen den Druck der noch ungewohnten, steifen Semdbrust und suchte vergeblich einen richtigen Platz für die großen, unbeholfenen Hände. Auch seine Augen fanden kein geeignetes Ziel. Wie zwei flackernde Kerlichter gingen sie herum, wahl- und ruhelos.

Die Hausfrau lud Mesi sehr liebenswürdig zum Sitzen ein. Aber die Stimme klang ein wenig tonlos und gedrückt, wie ein Sengfer, der sich einer schmerzgequälten Brust entringt und zitternd durch die Luft geht. Krall stand verlegen da, mit flammend rotem Gesicht, und wußte nichts zu sagen. Nach einer Weile machte er plötzlich eine Stimme, lallische Verbenennung und ließ die Damen allein.

Mesi wunderte sich fast, wie leicht es ihr wurde, sich der jungen Frau anzuvertrauen. Frau Völlinger schien auch gar nicht überrascht, als sie von Mesis Entschluß hörte. Es war, als wenn sie die Gedanken der anderen erriete, noch bevor sie ausgesprochen wurden. Ihre Stimme klang so teilnahmewoll und ergriffen, als sie Mesi Recht gab, daß die, von einem geheimnisvollen Schauer erfasst, in die Augen ihres Gegenübers blickte. Es standen Tränen in ihnen. Frau Völlinger konnte sie nicht unterdrücken und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Sie schien Mesis Gegenwart ganz vergessen zu haben, bis sie sich endlich beruhigte und wie aus einem Traum erwachend der bestürzt vor ihr Stehenden mit einem warmen, innigen Blick die Hand reichte.

Als Mesi fort war, ließ sich Frau Völlinger erschöpft ins Sofa sinken. Beide Hände vors Gesicht gelegt schluchzte sie heftig. Große Tränen rannen ihr über die Wangen, die Brust hob sich stoßweise, wie von schweren Strämpfen geschüttelt.

So weinte sie lange. Allmählich erschöpften sich die Tränen, nur vereinzelt rang sich noch hier und da ein schmerzlich klagender Laut aus ihrer Brust.

Schon lange kämpfte sie gegen die Verjudung, die täglich größer wurde. Sie liebte Krall und durfte nicht die Seine werden. Die beiden Jahre, die ihr Verkehr nun währte, hatte sie Folterqualen ausgestanden, als sie ihre Liebe täglich wachsen sah. Auch er liebte sie; seine rührend hilflose Art, sich zu geben, war nicht da nach gewesen, sein Empfinden zu verbergen. Mit Entsetzen hatte sie den Moment herankommen gefühlt, in dem die Liebe über seine arglose Schüchternheit siegte und auch sie dann nicht länger die Kraft besaß, die Stimme ihres Herzens zu unterdrücken. Denn die Schande stand ihr dann bevor. . . . Noch lebte ihr Mann, von dem sie sich nach kurzer, an graujamen Enttäuschungen reicher Ehe getrennt hatte. Krall wußte nichts davon, er hielt sie wie alle im Hause für eine schwer geprüfte Frau, die noch immer um den Tod ihres bald nach der Hochzeit dahingegangenen Mannes trauerte. Sie hatte diese Nachricht selbst verbreitet, um der Schmach, die einer „Geschiedenen“ anhaftete, zu entgehen.

Und nun sollte alles an den Tag kommen. — Heute waren sie sich in die Arme gesunken und hatten sich in seliger Vergessenheit ihre Liebe gestanden. Doch während Krall die ängstlich zitternde Frau noch umschlungen hielt, war

ein plötzlicher Schreck in sie gefahren bei dem Gedanken, was denn jetzt werden sollte. Rasch hatte sie sich ihm entwunden und dem Lauf der Tränen nicht mehr wehren können, die ihr aus den Augen hervorströmten. Jetzt hatte sie's gefühlt, daß sie ihm den großen Schmerz zuzüngen mußte, der auch ihr Leben vernichtete. Sie konnte nicht anders. . . . So enthüllte sie ihm die ganze Wahrheit und daß sie sich nie angehören durften, wenn sie sich nicht mit Schmach und Schande beladen wollten. . . .

Krall war bei dieser Nachricht dagestanden, als hätte ihm jemand einen wuchtigen Schlag auf den Kopf versetzt. Wie ein Besinnungsloser hatte er sie angestarrt. So waren bange Sekunden vergangen, im Zimmer hatte tiefe Stille geherrschet, deren drückende Wucht sich bleisamer niederlegte — da war Mesi gekommen, und die frische, überzeugende Kraft ihres Entschlusses hatte Frau Völlinger tief erschüttert. . . . Nun war's ihr, als fielen plötzlich der Schleier, der ihr alles verhüllte und in falschem Lichte gezeigte.

Und doch dankte sie ihrem Schicksal, daß es ihr im richtigen Augenblick diese junge Frau geschickt und damit einen Wink gegeben hatte. . . . Ja, das war der richtige Weg. Den wollte auch sie gehen, unbestimmt um das Gerede der Leute, wollte auch so glücklich werden und glücklich machen wie diese mutige junge Frau. Nur sich und ihm war sie verantwortlich. Wie eine wunderbare Erleuchtung war's über sie gekommen, leicht und frei begann sich der Atem aus der Brust zu lösen, und im Herzen klang es wie das selige Entzücken glücklicher Liebe. . . .

Eine ungewohnte Kraft strömte ihr durch die Glieder. So jung und latentrendig hatte sie sich schon lange nicht gefühlt.

Das erstemal seit langer Zeit schloß sie wieder fest und tief. Stillen Friede umfing sie und brachte ihr die langentbehrte Ruhe. Erfrischt und gestärkt erwachte sie am nächsten Morgen. . . . Wenn er heute wiederkam, wie selig würde sie ihn machen! . . . Das was ihr erster Gedanke, der sich, als sie die Augen öffnete, ihrem jubelnden Herzen entrang.

So vergingen ihr mehrere Tage in gläubiger Erwartung. Er mußte ja kommen. . . . Wenn seine zartfühlende Zehen sich gelegt hatte, trieb es ihn wieder zu ihr, wie stets vorher, wenn er voll Sehnsucht plötzlich vor ihr gestanden war und unbewußt, nur ihr verständlich, in jedem Wort, in jeder Gebärde seine zarte, schüchternen Liebe enthüllt hatte. . . . Ach, wenn er wüßte, was ihn erwartete, wie würde er eilen, der arme, liebe, gute Mensch, dem sie in ihrer verblendeten, ängstlichen Rücksichtnahme auf die Welt solchen Schmerz zugefügt hatte. . . .

Sie wartete geduldig. Er mußte ja kommen, weil er ohne sie nicht leben konnte, wie ja ihr Leben ohne ihn ein zweck- und inhaltsloses Dämmern wäre. Sie erschraf vor dem Gedanken, daß sie seinen Abschied entbehren müßte.

Und das hatte sie sich in ihrer sinnlosen Befangenheit zugemutet!

Mit jedem Tage wuchs ihre Sehnsucht nach ihm. Immer nahm sie sich am Morgen vor, ihn herbeizurufen, wenn er heute nicht kommen sollte. „Komm zu mir,“ würde sie ihm sagen, „ich will kein anderes Gebot kennen als Dich glücklich zu machen und an Deiner Seite glücklich zu sein.“ . . .

Doch wenn die Stunde heranrückte, in der er kommen konnte, begann sie zu schwanken und zu zweifeln Raum zu geben, ob sie, wenn er sich auch heute nicht zeigen sollte, einen solchen Schritt auch wagen durfte, ohne in seiner Achtung zu sinken. Vielleicht kam er doch noch, dachte sie, wie um sich zu rechtfertigen, und wartete.

(Fortsetzung folgt)

Jungbrunnen.

Bei meines Buhlen Haupte
da steht ein glühner Schrein,
darin da liegt verschlossen
das junge Herze mein,
wollt Gott, ich hätt den Schlüssel,
ich würf ihn in den Rhein.
Wär ich bei meinem Buhlen,
wie möcht mir besser sein.

Bei meines Buhlen Füßen
da fließt ein Brünnelein kalt,
und wer des Brünneleins trinket
der jungt und wird nicht alt;
ich hab des Brünneleins trunken
so manchen stolzen Trunk,
viel lieber wollt ich küssen
meines Buhlen roten Mund.

In meines Buhlen Garten
da stehen zwei Bäumelein,
das eine das trägt Muskateln,
das andere Nägelein;
Muskateln, die sind süße,
die Nägelein, die sind rätz,
die geb ich meinem Buhlen,
daß er mein nicht vergesse!

Altes Volkslied.

Bei der Ernte. Ein glühheißer Tag. Die Luft stimmert. Vater, Mütterlein und Tochter haben's an solchen Tagen nicht leicht bei ihrer Arbeit. Ist's auch nicht viel an Acker, was so ein Kleinbauer sein eigen nennt, -- es will doch alles zu rechter Zeit abgemäht werden. Auf eine kurze Zeit drängt sich da die Hauptarbeit zusammen. Reichlich gibt's zu schaffen -- von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang oft. Aber Mutter bindet lächelnd die Garben, und Vater trägt unbedröffen die einzelnen zusammen, daß sie noch ein Weilchen gefellig in der Sonne trocknen, ehe sie gedroschen werden und das Korn in die Windmühle wandert. Das hübsche kräftige Mädchen sorgt dafür, daß kein Stalm mit der lastbaren Frucht verloren gehe. Denn jedes Körnchen ist Brot, ist Leben. Und hat Arbeit gekostet. --

Hohes Alter bei Menschen und Tieren. Wenn wir die Altersgliederung der deutschen Bevölkerung betrachten, so fällt uns vor allem der regelmäßige pyramidenartige Bau derselben sofort ins Auge. Die jugendlichen Personen, die die Grundlinie der Pyramide bilden, sind naturgemäß am zahlreichsten, und von ihnen ab werden die älteren Personen immer weniger zahlreich. Jedes größere Land, das keine größere Aus- oder Einwanderung zeigt, weist diesen pyramidenartigen Altersaufbau der Bevölkerung auf. In dieser Pyramide interessiert uns heute besonders ihre Spitze. Sie veranschaulicht diejenigen Personen, welche in den höchsten Lebensaltern stehen und wie Ruinen aus früheren Generationen auf uns überkommen erscheinen. Sehen wir uns die Zahlen etwas näher an, so scheinen es gar nicht wenig zu sein, die ein hohes Alter erreichen. Das biblische Alter von 80 Jahren hatten am Tage der 1900er Volkszählung nicht weniger als 268 871 Personen überschritten, das sind immerhin 4,77 Proz. der ganzen Bevölkerung! Von ihnen waren 203 979 (3,62 Proz.) 80 bis 85 Jahre alt, 54 869 (0,98 Proz.) 85 bis 90 Jahre, 8877 (0,16 Proz.) 90 bis 95 Jahre, 1106 (0,01 Proz.) 95 bis 100 Jahre und 40 waren 100 Jahre alt und älter. Im Vergleich zu der Gesamtbevölkerung sind die über 90 Jahre alten Personen schon außerordentlich selten; sie machen nur noch 1 1/2 Prozent der ganzen Bevölkerung aus. Von den genannten 40 Hundertjährigen standen drei Personen im Alter von 105 und mehr Jahren, und zwar 3 Frauen; eine von ihnen war 105, eine zweite 107 und die dritte 111 Jahre alt. Sie war die älteste Person im Deutschen Reich. Merkwürdig ist dabei, daß die ersten beiden Frauen im Regierungsbezirk Königsberg, die letzte und Seniorin des Reiches im Regierungsbezirk Marienwerder wohnten. Ueberhaupt sind in Ost- und Westpreußen und in Posen die sehr alten Personen verhältnismäßig zahlreich.

Es gibt aber noch viel ältere Personen. Von historisch festgestellten Fällen seien die mit den höchsten Altern erwähnt. Der Grieche Georg Stravridis in Athen wurde 132 Jahre alt, der Norweger Christian Jakob Drakenberg 146, der Schottische

Vater Thomas Parr 152 1/2 Jahre. Die längste nachgewiesene Lebensdauer aber erreichte der Westze Miquel Solis. 1878 war er nachgewiesenermaßen mindestens 180 Jahre alt; ob er jetzt noch lebt, ist nicht bekannt. Alle diese Personen waren bis an ihre Lebensende noch rüstig.

Die höchste erreichte menschliche Lebensdauer kann man also auf rund 200 Jahre einsetzen, also höher als die aller Säugetiere. Nur der Walfisch soll bis zu 300 Jahre alt werden -- angesichts der Riesengröße des Tieres schon möglich. Auch der Elefant kann mitunter sehr alt werden. Nach Aristoteles' Angabe soll er 200 Jahre alt werden können. Auch der berühmte französische Naturforscher Buffon gibt diese Zahl an. Andere Schriftsteller geben höhere Alter an, wieder andere jedoch auch bedeutend niedrigere. Der berühmte französische Physiologe Florens gibt 150, sein Landsmann Blainville 120 Jahre als Höchstgrenze des Lebensalters der Elefanten an. -- Auch Vögel werden nicht so alt. Wohl berichtet Buffon von einem 180 Jahre alten Raben, und ein Falke im Kapland soll sogar 182 Jahre alt geworden sein, doch sind diese Fälle nicht sicher festgestellt. Von einigen Papageien ist jedoch bekannt, daß sie sehr alt geworden sind. In einer florentinischen Familie wurde ein Papagei gehalten, der über 100 Jahre alt wurde und bei der Erwerbung wahrscheinlich schon 20 Jahre alt gewesen ist. In der englischen Grafschaft Lancaster hat ein Papagei das Alter von 120 Jahren nachweislich erreicht. Auch von Krokodilen ist anzunehmen, daß sie alt werden, denn bei dem langsamen Wachstum gehört eine außerordentlich lange Zeit dazu, solche Riesengrößen zu erreichen, wie sie oft beobachtet werden. Dasselbe ist von den Schildkröten zu vermuten. Im Garten des britischen Gouverneurs des Kaplandes hat eine auf 200 Jahre geschätzte Schildkröte über 80 Jahre gelebt, und eine im zoologischen Garten in London gehaltene Schildkröte von den Galapagos-Inseln wurde unter Zugrundelegung des äußerst langsamen Wachstums dieser Tiere auf mindestens 175 Jahre taxiert. Einige Fische scheinen ein sehr langes Leben aushalten zu können. So wurde im Jahre 1497 in Seibronn ein etwa 6 Meter langer und 350 Pfund schwerer Stach gefangen, der einen Ring mit der Aufschrift trug: „Ich bin der erste Fisch, den der Weltberühmte Friedrich II. am 5. Oktober 1230 eigenhändig in dieser See gefischt hat.“ Dieser Fisch war mithin 267 Jahre alt. Das Alter der Karpfen als „bemooßte Häupter“ ist ja sprichwörtlich, und auch von sehr alten Lachsen wird berichtet.

Von den niederen Tieren erreichen nur wenige Gattungen ein Alter von 10 Jahren; mit der Kleinheit des Körpers scheint auch die Lebensdauer abzunehmen -- ein entwicklungs- und geschichtlich sehr logischer und sympathischer Zug der Natur.

Natürliches Wasser. Bekanntlich wird die größere Erdoberfläche unserer Erdkugel von dem flüssigen Element Wasser bedeckt. Betrachten wir zunächst nicht das auf der Erde befindliche, sondern das aus den Wolken kommende Wasser. Der Regen ist das Produkt einer großartigen natürlichen Destillation. Durch die Sonnenwärme und Luftbewegung verdunstet das Wasser der Meere und Flüsse. Als undurchsichtiger Wasserdampf steigt es in höhere Regionen. Hier oben ballen sich die Dampfbläschen bei Einwirkung einer kälteren Luftströmung zu winzigen Wassertropfen zusammen; es kondensieren sich mehrere solcher bei ihrem Zusammenstoßen zu größeren Tropfen, die schließlich als Regen zur Erde fallen. Regen ist demnach als Destillationsprodukt betrachtet: destilliertes Wasser. Als solches ist es sehr rein, nimmt allerdings in seinem Fallen durch die Luft Spuren von Kohlensäure und Ammoniak auf. Von den Hausfrauen ist Regenwasser als „weiches“ Wasser zur Wäsche sehr geschätzt und begehrt. Im Gegensatz zum „weichen“ muß es mithin auch „hartes“ Wasser geben. Fast immer „hartes“ Wasser ist das Grundwasser, wie es durch Pumpen und auf dem Lande vielfach durch Ziehbrunnen aus der Erde herausgeholt wird. Hart wird es deshalb genannt, weil Seife mit ihm schlecht oder gar nicht schäumt. Diese Härte wird durch einen Gehalt an Magnesium-, hauptsächlich aber an Kalzsalzen bedingt. Da im Grundwasser immer noch etwas freie Kohlensäure vorhanden ist, sind diese Kalzsalze in gelöstem Zustande im Wasser enthalten. Durch Kochen oder Erwärmen löst sich die Kohlensäure ausstellen, wodurch sich die Kalzsalze ausscheiden, so daß sich das Wasser trübt und schließlich einen weißen Bodensatz herabfallen läßt. Als Meißelstein ist dieser unliebsame Bodensatz den Hausfrauen dort bekannt, wo viel mit hartem Wasser gekocht werden muß. Neuerdings kommen Seifen in den Verkehr, die jedoch auch mit hartem Wasser reichlichen Schaum geben und sich so zur Wäsche eignen. Ähnlich wie mit der Seife bilden die Kalz-

salze des harten Wassers auch mit Einweißstoffen schwer lösliche Verbindungen. Daher kommt es, daß es den Hausfrauen schlecht gelingt, mit hartem Wasser gekochte Süßfrüchte, wie Erbsen und Bohnen, weich zu erhalten. Eine Ähnlichkeit Natron-Sulfat in das Kochwasser getan, behebt diesen Mangelstand.

Grundwasser ist fast überall und dort vorhanden, wo eine für Wasser durchlässige Erdschicht einer solchen undurchlässigen aufliegt. Es ist daher in mehr oder weniger großen Tiefen durch Bohrungen zu erreichen. Der Grundwasserspiegel kann an wesentlichen Veränderungen erleiden. So haben sich die Wasserverhältnisse durch den Bau des Teltowkanals vor den Toren Berlins dadurch verändert, daß das Grundwasser nach dem neuen Kanalbau abgeflossen ist. Der Grundwasserspiegel hat sich an ziemlich weite Entfernungen gesenkt und hat in ein Versiegen von Brunnen und Quellen des Wasserspiegels vieler Wasserbeden herbeigeführt. In Südwestafrica liegen bis auf wenige Ausnahmen die undurchlässigen Schichten sehr tief unter der Oberfläche, so daß auch durch sehr tiefgehende Bohrungen kein Wasser zu erreichen ist. Das Grundwasser ergießt sich teils durch niedergehende atmosphärische Niederschläge -- Regen --, teils durch Zuflüsse aus dem Erdinneren. Es tritt dort als Quelle zutage, wo die undurchlässige Erdschicht sich der Oberfläche nähert, oder letztere sich senkt, so daß die für Wasser durchlässige Schicht nur eine geringe Stärke besitzt.

Man sollte annehmen, daß die Flüsse, entsprechend ihrem Ursprung aus Quellen, auch hartes Wasser führen. Flußwasser ist jedoch weich. Während des Fließens verliert das Flußwasser die ihm anfangs noch anhaftende Kohlensäure, wodurch, wie wir sahen, die kohlensauren Salze ausgeschieden wurden. So wird schließlich Flußwasser weich, zumal Regen an sich ja nur weiches Wasser ist. Von den Verunreinigungen, die den Flüssen auf ihrem Wege durch große Städte und industrielle Anlagen zustießen, soll hier nicht gesprochen werden. Nur soviel sei bemerkt, daß nach einer gewissen Entfernung unterhalb großer Städte der Fluß eine gewisse Selbstreinigung durchmacht. Die schwereren mechanischen Verunreinigungen sind als Senkstoffe zum Boden gekommen, alle anderen gelösten Zusätze oder chemische Salze -- Fabrikabwässer -- sind durch den Luftsaurestoff oxydiert, dadurch gewissermaßen verbrannt und damit überhaupt entfernt.

Viele Quellen gelten als Mineralwässer, indem in ihnen gasförmige Stoffe oder feste Bestandteile enthalten sind. Das Selterswasser kann wohl als der bekannteste Vertreter eines stark mit Kohlensäure versetzten Mineralwassers gelten. Die Bitterwässer enthalten Magnesium-, Stahlwässer Eisen- salze; Soolen einen starken Kochsalzgehalt, Schwefelwässer besitzen meist einen unangenehmen, an faulen Eier erinnernden Geruch von Schwefelwasserstoff. Solche heilkräftigen chemischen Salze gelangen aus dem Erdinneren in das Grundwasser. Ursprünglich in fester Form in das Erdgestein eingebettet, werden solche löslichen Salze durch vorbeistießendes Grundwasser aufgenommen und die Erdschichten dadurch ausgelaugt. Vielfach besitzen die Mineralwässer eine mehr oder weniger hohe Temperatur. Gelangt das Grundwasser in eine entsprechende Tiefe und damit in eine hohe Temperatur, so nimmt es solche auf und kommt schließlich als heiße Quelle, mit verschiedenen Salzen beladen, ans Tageslicht. Die heißen Quellen werden mit Thermen bezeichnet.

Eine besondere Art der natürlichen Gewässer bilden die Meere, ausgezeichnet durch einen besonders hohen Kochsalzgehalt. Daneben enthalten sie noch Kalz-, Magnesia-, Sod-, Bromsalze usw., so daß ihr Gehalt an festen Stoffen drei bis vier Prozent beträgt. Wenn das Meer auch eine Unzahl von Lebewesen beherbergt, so ist es für uns doch ungenießbar, so daß Schiffsbrüche auf dem Wasser aus Wassermangel zugrunde gehen können.

Ein besonderes Kapitel bildet das des Trinkwassers. Ob Wasser zu Trinkzwecken aus Seen, Flüssen, oder direkt aus dem Grundwasser genommen wird, immer sind genaue Untersuchungen auf Verunreinigungen. Anwesenheit organischer Stoffe, Kalkstoffe, Krantensstoffe, Bazillen usw. vorzunehmen. Die moderne Hygiene und Gesundheitslehre hat bewiesen, in welchem innigen Zusammenhang der Ausbruch einer Epidemie mit dem Stande des Grundwassers oder des mangelhaften Betriebes einer Filteranlage steht. Die Behörden und Kommunen haben im Interesse des Gemeinwohls und der Volksgesundheit ein besonderes Augenmerk auf Beschaffung eines vollkommen einwandfreien Trinkwassers zu richten. --

Handreich des Inhalts verboten!